

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 22

Schwerpunkt: Epidemie und Emotion

Herausgegeben von

Elisabeth Dietrich-Daum, Marina Hilber,
Carlos Watzka

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2023

Creative Commons License: CC BY 4.0



Carlos Watzka, Linz-Wien (Rez.)

**Michaela Maria HINTERMAYR,
Suizid und Geschlecht in der Moderne.
Wissenschaft, Medien und Individuum
(Österreich 1870–1970)**

(Berlin-Boston 2022: de Gruyter Verlag), 412 S., 8 Abb.,
EUR 89,95. ISBN 978-3-11-066021-0

2012 legte Hannes Leidinger sein epistemologisch sehr reflektiertes, in Quellen- und Literaturbearbeitung ungemein breites Werk „Die Bedeutung der Selbstauslöschung. Aspekte der Suizidproblematik in Österreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Zweiten Republik“ vor, einen fundamentalen Text und die erste monographische Suizid-Studie mit spezifischem Österreich-Fokus aus *geschichtswissenschaftlicher* Provenienz überhaupt.

Die österreichische Suizidforschung insgesamt ist weiterhin dominiert von psychiatrischen und psychologischen Diskursen, und damit von tendenziell stark „individualisierenden“ Perspektiven. Umso gespannter durften sozial- und kulturwissenschaftlich orientierte Suizidforscher*innen auf die von Michaela M. Hintermayr vorgelegte Studie „Suizid und Geschlecht in der Moderne. Wissenschaft, Medien und Individuum“ sein, zumal wegen des das Untersuchungsfeld spezifizierenden Zusatzes „Österreich 1870–1970“.

Tatsächlich gelingt der diskursanalytisch vorgehenden Autorin die Herausarbeitung einer Übersicht über hierzulande kulturell produzierte, geschlechterspezifische Deutungen suizidalen Handelns im Untersuchungszeitraum auf Basis einer geschickt gewählten Palette von v. a. massenmedialen bzw. suizidologischen Texten zur Repräsentation ideologisch unterschiedlich positionierter Teil-Diskurse.

Doch das hauptsächliche Anliegen der „der dekonstruktivistischen Geschlechterforschung verpflichtet[en]“ (S. 17) Verfasserin ist nicht so sehr ein Erhellendes *geschlechtsspezifischer* Interpretationen von Selbsttötungshandlungen in den jeweils konkreten, zeitgenössischen Diskursen, sondern vielmehr der Nachweis, „dass es sich beim untersuchten [Suizid-]Diskurs [insgesamt] über weite Strecken um einen eugenisch-rassistischen und anti-liberalen handelte [...] [der] androzentrisch und heteronormativ organisiert [war] und [...] Geschlechter, Sexualitäten, Begehren und [...] Leiber als ein logisch-stringentes System zu verweben und damit zu stabilisieren“ trachtete (S. 349; vgl. bes. auch S. 16).

Für eine solche „Grundannahme“ finden sich, wenig überraschend, unzählige Belege in allen vor den 1970er Jahren aufgetretenen Sub-Diskursen zur Suizidalität in Österreich – und das diesbezügliche Hauptresultat der interpretatorischen Bemühungen gilt wohl für alle damaligen Gesellschaften West- (bzw. auch Zentral-)Europas: „Wurde Suizidalität allgemein besprochen, bildete die Ineinandersetzung Mensch und westeuropäisch-weißer heterosexueller Mann die implizite Basis. [...] Die meisten der analysierten Quellen suchten die heterosexuelle, ehebezogene und fortpflanzungsorientierte Norm zu bestätigen. Solcherart wurden nicht-heteronormative Lebens- und Sexualformen entweder nicht erfasst oder nachgeordnet und pathologisiert.“ (S. 349)

Nun ist das unzweifelhaft ein zutreffender Befund, der gerade in (sexual-)emanzipatorischer Hinsicht auch wert ist, im Rahmen einer Auseinandersetzung mit der Frage von ‚Lebenswert‘ und ‚Todeswünschen‘ herausgestrichen zu werden. Für Leser*innen, die primär an Erweiterung ihres *historisch-professionellen* Wissens zum Thema ‚Suizid und Geschlecht in der Moderne‘ interessiert sind, wäre die Lektüre des Bandes aber wohl weniger ermüdend, hätte ihnen die Autorin die dutzende Repetition dieser Aussage in je leicht variierenden Ausdrücken quer über alle Kapitel hinweg erspart, und dieselben stattdessen an einigen Stellen (etwa in den allen Kapiteln angeschlossenen Fazits) fokussiert. Als irritierend empfand der Rezensent auch recht häufige „Bewertungen“ historischer Texte und Personen auf ahistorischer Basis, namentlich anhand von Maßstäben eines Diskriminierungs-sensiblen Heteronormativitätskonzepts des frühen 21. Jahrhunderts. So gerät z. B. die (implizite) Feststellung des österreichischen Psychiaters Menninger-Lerchenthal aus dem Jahr 1947, wonach viele Suizide von rund um das Kriegsende von Soldaten vergewaltigten Frauen und Mädchen wohl im „Affekt“ begangen worden seien, für die Autorin zur ‚Diffamierung‘ der Opfer (S. 313) – was wohl kaum einer zeittypischen Rezeption der betreffenden Äußerung (von Personen jeglichen Geschlechts) entspricht, und den potentiell von ‚moralischer Schuld‘ entlastenden Charakter derselben negiert.

Nicht dass hier einer vermeintlich ‚wertfreien‘ Wissenschaft das Wort geredet werden sollte – deren Unmöglichkeit ja bereits im frühen 20. Jahrhundert nachgewiesen wurde –, oder auch ‚nur‘ eine Legitimität ‚bewertender‘ Stellungnahmen in geschichtswissenschaftlichen Texten bestritten. Es stellt sich für den Rezensenten hier – wie bei vielen vergleichbaren Texten rezenter Provenienz – lediglich die Frage nach dem zu erwartenden ‚Lesepublikum‘ angemessenen Priorisierungen in Inhalt und Form der Darlegungen.

Inwieweit die Autorin mit diesem Text, der den Konnex zwischen psychischer Erkrankung und Suizidalität de facto *ausschließlich* unter der Perspektive einer illegitimen – weil paternalistischen – Pathologisierung verhandelt, tatsächlich „ein Diskussions- und Perspektivierungsangebot“ „selbstverständlich auch an die etablierten Stakeholder“ (S. 349) – also die ‚Psychowissenschaften‘ richten kann, bleibt abzuwarten.

Dies umso mehr, als Hintermayr sogar das „präsuizidale Syndrom“ – dessen deutliche Herausarbeitung auf Basis empirischer Beobachtung durch Ringel 1953 (eine Vorarbeit lieferte z. B. schon Auenbrugger 1783 in seiner Schrift „Von der stillen Wuth oder dem Trieb zum Selbstmord als einer wirklichen Krankheit“) bekanntlich die Effizienz der Suizidprävention enorm zu steigern imstande war – unter jene ‚den Diskurs verengenden‘ kulturellen Konstruktionen einreicht, welche es im Namen der ‚Liberalität‘ zu überwinden gelte (Kap. 6). Selbst für Diskursteilnehmer*innen wie den Rezensenten, die für sich selbst durchaus eine nicht-prohibitive Position zum Thema Selbsttötung (und Sterbehilfe) in Anspruch nehmen, wirkt eine solche Stellungnahme nicht bloß provokativ, sondern geradezu zynisch.

Es entsteht der Eindruck, dass die Autorin sich zur Rechtfertigung der eigenen Haltung gegenüber dem Problem der Selbsttötung – als einer *jedenfalls* legitimen Handlungsoption – gedrängt sieht, suizidpräventive Ziele und Strategien summarisch und undifferenziert als unethisch zu ‚dämonisieren‘. Das erscheint zwar irgendwie nachvollziehbar, wenn z. B. die Perspektive von jahre- oder jahrzehntelang unter Selbsttötungswünschen leidenden Menschen eingenommen wird, die dabei immer wieder (auch gegen ihren Willen) mit therapeutisch-suizidpräventiven „Maßnahmen“ des medikalen Systems konfrontiert werden. Es geht aber an den Lebensrealitäten und dem ‚wohlverstandenen Interesse‘ jener (im Vergleich übrigens wohl zahlreicheren) Personen vorbei, die im Zuge von ‚Lebenskrisen‘ bzw. ‚depressiven Episoden‘

zeitweilig in ‚suizidale Einengung‘ (Ringel) geraten (und in einem solchen ‚akuten‘ Zustand therapeutische Bemühungen gegebenenfalls als Zumutung erleben), nach deren Abklingen retrospektiv aber (in der Regel auch für längere Zeit) glücklich darüber sind, ihrem Leben *nicht* selbst ein Ende gesetzt zu haben.

Derartige *Erfahrungen* sollten *auch* wahrgenommen und respektiert werden – bei aller nachvollziehbarer intellektueller Vorliebe für kritische Angriffe auf Doxa der Mehrheitsgesellschaft – wie im vorliegenden Werk durch die konsequente Infragestellung unreflektierter Lebensbejahung. Deren hier mindestens latent gegebene Interpretation als vermeintliches Resultat v. a. ‚biopolitischer‘ Zurichtung durch hegemoniale Machtstrukturen erscheint gewagt – dies umso mehr als, nach allem, was wir an quantitativen Befunden kennen, sich die *Moderne* ja gerade durch eine *Zunahme* an Selbsttötungen von vormodernen Gesellschaften abhebt. Wenn auch unstrittig das elaborierte, neuzeitliche Staatsdenken – wie besonders Foucault in „Überwachen und Strafen“ sowie in seiner „Geschichte der Gouvernementalität“ herausarbeitete – die „Bevölkerung“ klarer als je zuvor als zwar nur begrenzt lenkbare, aber dennoch durch systematische Eingriffe intensiv produktiv nutzbare Ressource des Staates (und ergo der politisch-ökonomischen Eliten) erkannte, so erscheint es einerseits überzogen, den intrinsisch-biologischen Aspekt lebenserhaltender Impulse in der Perspektivierung von ‚Lebensbejahung‘ als Phänomen weitgehend auszublenden. Andererseits bleibt auch die nicht eben unerhebliche Frage nach einer Tatsächlichkeit und möglichen Ursachen der Zunahme von Suizidalität im ‚Modernisierungsprozess‘ des 19. und 20. Jahrhunderts bei Hintermayr unter-thematisiert, weil Verbindungen von suizidalen Diskursen und suizidalen Praktiken insgesamt wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Die Ausführungen zentrieren vielmehr ganz auf den medialen und wissenschaftlichen Diskurs als solchen – was selbstredend legitim ist, den Aussagewert der Studie aber eben eingrenzt. Dasselbe gilt für die Behandlung des statistischen Diskurses durch die Autorin primär als Objekt diskursanalytischer Betrachtungen (die Statistiken des Untersuchungszeitraums erweisen sich als ‚heteronormativ‘ usw.), kaum je aber als potentielle Auskunftquelle über – selbstredend diskursiv geprägte – historische Lebensrealitäten.

So erfahren die Leser*innen des Werkes schlussendlich etwa im Hinblick auf die Frage nach geschlechterbezogenen Differenzen in den Suizidhäufigkeiten zwar, dass Personen mit non-binärer Geschlechteridentität im Diskurs als besonders vulnerabel galten, und es wahrscheinlich – die diesbezügliche Quellenlage ist dünn, wie die Autorin zurecht bemerkt – auch in praxi waren. Die Fragestellung aber, ob Personen mit europäisch-traditionell-männlicher Geschlechteridentifikation zwischen 1870 und 1970 im Durchschnitt tatsächlich häufiger Suizid begangen haben als Personen mit europäisch-traditionell-weiblicher Geschlechteridentifikation – immerhin ein zentrales Thema der suizidologischen Forschungstradition – wird in den Erörterungen Hintermayrs zwar mehrfach angesprochen; letztlich aber wird dazu nur insoweit Stellung bezogen, als die Problemstellung selbst als durch die zeitgenössische heteronormative Geschlechtermatrix mitbedingt erwiesen wird – und daraus offenbar abgeleitet, dass eine nähere Erörterung überflüssig, ja unangebracht sei.

Die spezifischen, auf konkrete zeitgenössische Diskursbeiträge fokussierten Ausführungen der Autorin in den Hauptkapiteln 2 bis 6 – etwa zum stark ökonomisch ‚grundierten‘ Suizid-Diskurs der Zwischenkriegszeit und seinen je spezifischen Implikationen für die Wahrnehmung suizidalen Handelns von ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ (Kap. 4), oder die Auseinandersetzung mit

den besonders grauenvollen Aspekten des Umgangs mit Suizidalität im nationalsozialistischen Gewaltstaat (Kap. 5) – liefern dennoch gut fundierte, differenzierte Analysen komplexer diskursiver ‚Gemengelagen‘.

Trotz der angesprochenen Nachteile des Bandes aus Sicht des Rezensenten handelt es sich bei dem vorgelegten Werk zweifellos um einen bedeutenden, bleibenden Beitrag zum immer noch wenig bearbeiteten Feld der historischen Suizidforschung in Österreich.